

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Vollstetungssitze Nr. 4563) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Correspondenz:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5spaltige Zeitzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Die Novelle zum Unfallversicherungsgeetz.

I.
Leipzig, 31. Januar.

H. M. Mannigfaltig sind die Vorwürfe, die der Sozialdemokratie gemacht werden, aber über eins sind die Gegner sich einig, nämlich daß der Mangel an Lob der „Sozialreform“ zu den schwersten Sünden unserer Partei gehört. Von Hitze bis Klinsowstrom und von Koeside bis Stamm gehört der Vorwurf zu dem stehenden Inventar, daß unsere Parteigenossen seiner Zeit gegen die Versicherungsgeetze gestimmt haben, und die Partei sündigt noch täglich, indem sie nicht anerkennt, daß mit diesen Geetzen eine gesetzgeberische Großthat vollbracht ist. In jeder Fabrikantenversammlung, in offiziellen und offiziellen Organen, auf allen Ausstellungen wird mit lauter Stimme gerufen und mit fester Schrit gedruckt, daß in Deutschland jährlich mehr als 300 Millionen Mark für kranke, verletzte, invalide und alle Arbeiter aufgebracht werden, und dabei sind die Arbeiter, denen man so viel Wohlthaten erweist, nicht allein nicht dankbar, sie lassen nicht die wohlthätige Hand, sondern sie rebellieren noch gegen die mildherzigen Unternehmer und gegen die fürsorgliche Regierung. Ein ähnliches Beispiel von Undankbarkeit soll die Weltgeschichte nicht aufzuweisen haben.

Es giebt nun kaum eine widerlicherere Erscheinung, als einen prahlenden Wohlthäter. Aber auch die Wohlthaten selbst sind eine herbe Anklage gegen die bestehenden Zustände. Der Direktor des Bureau für Arbeit und Industrie im Staate New-Yersey, James Bishop, sagte in einem seiner Jahresberichte: „Die vielen Wohlthätigkeitsanstalten mögen der Menschenfreundlichkeit und dem guten Herzen ihrer Stifter alle Ehre machen; aber der Umstand, daß diese Anstalten nötig sind, ist der beste Beweis dafür, daß schwere soziale Mißstände bestehen und Grundübel vorhanden sind, die beseitigt werden müßten, statt daß man sich Mühe giebt, die schlimmen Folgen durch Wohlthätigkeit zu mildern.“ Wäre es wahr, daß in keinem Lande so viel Wohlthätigkeit geübt wird, wie in Deutschland, dann könnte man daraus schließen, daß sonst nirgendwo so viel Ursache zur Wohlthätigkeit vorhanden wäre, also größere soziale Mißstände bestehen, als in anderen Ländern.

Nun ist aber die Prahlerei sehr wenig begründet und in der Hauptsache ein Produkt der neuen Reichsherrschaft. Viel eher als das deutsche Reich in seiner jetzigen Form bestand, und Bismarck das Sozialistengesetz und die „positiven Vorschläge“ zur Erfüllung der „berechtigten Forderungen“ der Arbeiter erfinden hatte, gab es Städte, in denen jeder fremde Geselle Mitglied einer Krankenkasse sein mußte. Daß man damit Sozialreform treibt und den Arbeitern besondere Wohlthaten erweist, fiel keinem der ehrwürdigen Stadtväter ein zu behaupten. Da es so viele fremde Gesellen gab, von denen man oft nicht wußte, von wo sie hergekauft waren, wollte man verhindern, daß durch „dieses fremde Gesindel“ die Armenkasse belastet

wurde und daher schuf man die zwangsweise Krankenversicherung. Mehr als zweihundert Jahre nach der Gründung der ersten dieser Klassen entdeckte Bismarck, daß diese Schonung der Armenklassen „Sozialreform“ sei, wenn man sie für alle Gesellen und gewerbliche Arbeiter durch Reichsgeetz durchführe.

Da man ein sah, daß die Armenklassen nicht nur durch Kranke, sondern auch durch verletzte, alte und invalide Arbeiter belastet wurden, so schuf man die drei Versicherungszweige. Aber nicht nach einem einheitlichen System, sondern es wurde wild ins Leben hineingegriffen und was man gerade faßte, wurde versichert. Die ganze Planlosigkeit erweist man am besten daraus, daß es zahlreiche Arbeiter giebt, die im Sinne des einen Gesetzes versicherungspflichtige Arbeiter sind und versichert sein müssen, während das andere Gesetz sagt: Ihr seid Unternehmer und müßt Euerer Hilfsarbeiter versichern. Die Cigarren-Hausarbeiter sind Unternehmer nach dem Unfallversicherungsgeetz und müssen ihre Zurechter und Wickelmacher versichern. Nach dem Invaliditätsversicherungsgeetz sind sie Arbeiter, die von ihren Prinzipalen zu versichern sind, und von dem Ortsstatut hängt es ab, ob sie bei der Krankenversicherung als Arbeiter, Unternehmer oder als keines von beiden gelten.

So kommt es, daß wir in der Krankenversicherung 8865685, in der Unfallversicherung 18248013 und in der Invaliditätsversicherung 12659600 Versicherte haben. Von den reichlich 300 Millionen Mark, die zur „Wohlthätigkeit“ jährlich aufgebracht werden, müssen die Arbeiter 147 Millionen direkt als Beiträge zahlen, so daß die Unternehmer für jeden gewerblichen Arbeiter durchschnittlich pro Tag 6 Pfg. und für jeden landwirtschaftlichen Arbeiter 2 Pfg. pro Tag aufbringen müssen, und darüber wird das fürchterliche Geschrei gemacht.

Wenn die Sozialdemokraten nicht so ohne weiteres in das Lob der Versicherung einstimmen, so hat das seine verschiedensten Ursachen. Hier kommt in erster Linie die ganze Auffassung der Sozialdemokraten von Staat und Gesellschaft in Betracht. Die Bourgeoisie behauptet, das Leben in der Gesellschaft sei ein Spiel, wobei jeder einsetzt, was er habe, der Besizende sein Kapital, der Arbeiter seine Person, sein Leben und seine Gesundheit. Gewinnt der Arbeiter, dann hat er eine dürftige Existenz, hat er Unglück, dann verliert er Leben und Gesundheit, aber er soll sein Unglück in Geduld tragen und denken, daß ein höheres Geschick ihm dieses beschieden hat. Alle Eingriffe in dieses Spiel sollen aber vermieden werden, denn sie wären Einschränkungen der persönlichen Freiheit. Ganz anders fassen die Sozialdemokraten die Sache auf. Sie verlangen, daß die Arbeiter als Menschen betrachtet werden und daß Staat und Gesellschaft die Pflicht haben, Leben, Gesundheit und Eigentum aller Gesellschaftsglieder zu schützen, und daß diejenigen, die irgend einen Schaden machen, verpflichtet sind, den Geschädigten zu entschädigen. Wenn zum Beispiel jemand einen bissigen Hund hat, dann soll er jeden Schaden ersetzen, den dieser Hund anrichtet. Nun geht die von der Bourgeoisie vertretene Ansicht dahin, daß der Hundebesitzer nur dann verantwortlich ist, wenn

er den Hund heßt, dem Besizer also ein direktes Verschulden nachzuweisen ist, während andererseits das Verschulden in dem Halten des bissigen Hundes gesehen wird.

Der Nachweis der Schuld des Unternehmers an einem Schaden wurde in Preußen nicht verlangt, als man 1838 ein Eisenbahngesetz machte, aber in dem Haftpflichtgeetz von 1871, das auch für Arbeiter in Bergwerken und Fabriken Geltung hatte, wurde der Schuldnachweis verlangt. So gestaltete man die Haftpflicht für die Arbeiter so ungünstig, daß in der That das Unfallversicherungsgeetz gar nicht hinter dem Haftpflichtgeetz zurückbleiben konnte. Aber selbst das schlechte deutsche Haftpflichtgeetz konnte für die Unternehmer schlimme Folgen haben, und darum war das Unfallversicherungsgeetz mehr eine Versicherung der Fabrikanten gegen Haftpflichtschäden, als eine Versicherung der Arbeiter gegen Unfall.

Bei dem Unfallversicherungsgeetz überließ man den Arbeitern nicht nur die Schmerzen und Leiden der Verkrüppelung und des Todes der Familienangehörigen, sondern manbürdet den Arbeitern ein großes Stück der materiellen Last auf. Die Unterhaltung für die ersten 13 Wochen wurde den Krankenkassen überwiesen und daher müssen die Krankenkassen die materielle Last für sieben Achtel familiärer Unfälle allein tragen. Ferner erstreckt man den Verletzten nicht den ganzen Schaden, sondern im höchsten Falle zwei Drittel, so daß man getrost sagen kann: die Arbeiter müssen mehr als die Hälfte des Schadens, den die Unternehmer angerichtet haben, allein tragen. Nun ist es eine alte Erfahrung, daß je billiger die Unfälle den Unternehmern werden, desto weniger man zu deren Verhütung thut. Weil das Geetz weniger bot als selbst nach bescheidenen Begriffen gefordert werden muß, wurde es kritisiert, statt daß man es lobte. Die Mindestforderungen unserer Genossen sind, daß alles irgend Mögliche gethan wird, um Unfälle zu verhüten, und daß dort, wo sie dennoch vorkommen, dem Verletzten oder dessen Angehörigen der volle Schaden an Geldverlust ersetzt wird, den sie haben.

Die Mängel des gegenwärtigen Unfallversicherungsgeetzes werden allgemein anerkannt; aber doch scheint es für die leitenden Personen eine Unmöglichkeit, sie zu beseitigen. Zunächst reicht die Ausdehnung der Versicherung keineswegs aus. In die Versicherung hat man alle die Betriebe einbezogen, wo nicht nur eine Anlage, sondern auch die Vollstreckung eines Haftpflichturteils mit Erfolg durchgeführt werden kann. Nicht versichert sind der größte Teil der Handwerksgezellen und Lehrlinge, die Hausarbeiter, das Hausgezinde, die Arbeiter im Handels- und Gastwirtsgerwerbe u. s. w.

Man hat die Versicherung so organisiert, daß eine Ausdehnung auf das Kleingewerbe unmöglich erscheint. Im Gewerbe sind 65 Berufsgenossenschaften. Dieses sind Verbände der Großunternehmer, deren Verwaltung sehr verwickelt und sehr teuer ist. Abnen schon mit Rücksicht auf die Kosten und die notwendige Buchführung die Kleinmeister nicht mit einbezogen werden, so präuben sich auch die Großunternehmer gegen die

Senilleton.

Kraft.

Von Fritz Mauthner.

Ossendorff sprach zuerst den Wunsch aus, morgen Sonntag sein zu lassen. Nach wurden Karten an die Stiftstante, Welter Richard und van Tenius geschrieben, sie sollten zu Tisch kommen.

„Die Tante und Richard haben immer Zeit,“ sagte Ossendorff, „und van Tenius wird sich wohl uns zuliebe auch frei machen können.“

Am nächsten Morgen weckte Wölfi das Hans mit seinem Jubel, als er in Mamas Bett erwachte. Und der Jubel sollte nicht aufhören. Nur einmal flog es wie ein Schatten über die frohen Menschen, als Wölfi mit Mama durch die Stube tollte und plötzlich Papa an der Hand packte und ihn aus seinem Rollstuhl herauszerrren wollte.

„Aber Papa, kannst Du denn nicht ein bißchen gehen? Niemals? Ist das aber dumm.“

Und noch einmal, kurz vor Tisch, als Franz den Major ins Haus rollte und Wölfi im hellen Licht plötzlich die furchtbare Narbe sah.

„Du, Papa, das sieht schrecklich aus. Verstehst Du, ich bin nicht feige, aber Du solltest Dir darüber einen Bart wachsen lassen, damit man's nicht sieht.“

Die Gäste kamen; immer von neuem wurde Wölfi vorgestellt und die Geschichte seines Durchbrennens zum besten gegeben. Es ob das alles durchaus erfreulich und in Ord-

nung gewesen wäre. Wölfi behandelte den Welter Richard gleich wie einen Kameraden.

Mit der Stiftstante stellte er sich bald auf einen humoristischen Fuß. Sie wäre ganz wie eine alte Prinzessin, verstehtst Du, Papa, auch so furchtbar komisch. Aber er blickte doch nicht ohne Respekt zu ihr auf.

Um van Tenius witterte er herum wie ein junger Pütscher, der einen ganz freundlichen Hund in die Stube kommen sieht.

„Warum soll ich Dankel zu ihm sagen? Er ist doch kein richtiger Dankel! Warum ist er gekommen? Ich habe ihn aber nicht lieb. Ich will ihn nicht lieb haben!“

Glücklicherweise sprach er sich so offen nur zu Mama aus, die ihn beruhigen konnte.

Bei Tisch führte heute die Stiftstante das große Wort. Sie durfte Familientraditionen berichten, und Wölfi hörte aufmerksam zu, wenn sie von seinen Großeltern erzählte und von den Eltern des Welter Richard, und von ihren nächsten Verwandten, die alle Cousins und Cousinen der anderen waren, oder gar Geschwister. Und die alle Ossendorff hießen und die alle als Oberste oder Generale oder Excellenzen gestorben waren.

„Sind Sie gar nicht mit uns verwandt?“ fragte Wölfi einmal über den Tisch hinüber den Rechtsanwält. „Warum heißen Sie nicht von Tenius? Warum van? Warum sind Sie ein Rechtsanwält?“

Ossendorff lachte jedesmal harmlos zu solchen Ausbrüchen des Mißtrauens, und die Stiftstante schlen sich über die aristokratischen Gefinnungen des kleinen Junkers eigentlich zu freuen. Marianne war zu heiter, um auf diese Kinderreien sonderlich zu achten. Und van Tenius war zu zerstreut, um recht hinzuhören. Ihm gefiel der lecke Junge, der auch für ihn etwas von dem Zauber der Mutter ausstrahlte.

Er beantwortete die freien Fragen freundlich und gab auch über seinen Namen ernsthafte Auskunft.

Als Wölfi nach Tisch jedem die Hand gab, bemerkte die Stiftstante zuerst eine Narbe in seinem Händchen. Da sie erschreckt nach der Ursache fragte, wurde Wölfi rot und wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus.

„Einer Narbe hat man sich selten zu schämen,“ sagte Ossendorff, „und Wölfi wird nicht lügen. Wie bist Du dazu gekommen, mein Junge?“

Jägernd anfangs, dann lebhaft, aber immer ohne jede Spur von Prahlerei, erzählte Wölfi.

Die aus der vierten Klasse hätten ihn und seinen Freund Kurt immer so geneckt. Die aus der vierten würden schon Majore sein, wenn die Siebenjährigen noch Lieutenant wären. Wölfi und Kurt würden ihnen immer gehorchen müssen.

„Da hat Kurt gesagt, verstehst Du, wir wollten wetten, wer von uns zuerst General ist. Und da haben wir mit denen aus der vierten gewettet. Weißt Du, Papa, das macht man immer so. Mit Kügelchen aus Watte und ein bißchen Wachs. Und wenn sie brennen, und wer sie am längsten aushält in der linken Hand, der wird zuerst General.“

„Und wer hat am längsten ausgehalten?“ fragte Ossendorff mit leiser Stimme.

„Ich natürlich, Papa.“

Ossendorff zog den Knaben fast zu stürmisch an sich heran, Marianne schlug die Hände zusammen, und die Stiftstante wollte eben eine alte Familienlegende erzählen, als van Tenius herantrat, Wölfi's linke Hand ergriff, die Narbe betrachtete und sagte:

„Ich will Dir was sagen, Wölfi, das war von Euch